



Auf der Suche nach der unbekanntenen Heimat

Aus Rumänien kommen ihre Großeltern und die Mutter. Ihre Heimat ist es nicht. Dieses Land ist ihr unheimlich.

In aller Ruhe sitzt der Bauer auf seinem Karren, der voll mit Heu beladen ist. Ab und zu bewegt er den Arm, um sein Pferd merken zu lassen, daß er noch da ist. Die vorbeirauschenden Autos scheinen den beiden gewohnt, und mäßigen Schrittes geht es gen Heimatdorf.

Wer in Rumänien mit dem Auto unterwegs ist, wird sich schnell an diesen Anblick gewöhnen. Und auch sonst ist in diesem Land, von dem manche nicht einmal wissen, wo es liegt, so einiges anders. Wer hier kein Auto hat, hat ein Pferd, vor allem, wenn er ein Stück Land besitzt. Denn hier zieht das Pferd noch den Pflug und bringt die Ernte nach Hause. Sie besitzen nicht viel, und die Arbeit auf den Feldern ist schwer. Man sieht sie ihnen an den Gesichtern an. Ihre Häuser sind ärmlich, verfallen, und



doch blickt man, bei genauerem Hinsehen, in zufriedene Augen. Auch eine Kuh hat fast jeder. Tagsüber stehen sie mitten in der flachen Landschaft, angepflockt und fressen. Am Abend kann man die Frauen sehen, wie sie zu den Kühen ziehen und mit ihnen nach Hause gehen. Für Politik interessieren sich die Menschen hier wenig. Ihre Dörfer werden von Gänsen regiert. Am Morgen verlassen sie die Stallungen und treiben sich frei und in kleinen Gruppen auf den Wegen umher. Jedes vorbeifahrende Fuhrwerk wird lautstark beschnattert und sie scheinen sich einen Spaß daraus zu machen, kurz bevor ein Auto naht, über die Straße zu watscheln und es zum Bremsen zu zwingen. Schafherden, angeführt von alten, bärtigen und braungebrannten Schäfern kreuzen die Straße, und selbst die Tiere weichen den ungeheuer großen Schlaglöchern aus. Nur gut, daß die Stoßdämpfer meines alten Autos bereits vor Antritt der Reise kaputt waren.

1300 Kilometer liegen bereits hinter uns, Österreich, Ungarn und dann über die gut bewachte Grenze hinein nach Rumänien. Hier hat die EU ein Ende. Die Zöllner auf beiden Seiten der Grenze kontrollieren ganz genau, wer das Land betritt. Ein paar von ihnen tragen schwere Maschinengewehre und bei manchen ist die Uniform zwei Nummern zu groß. Schlagartig werden die Straßen schlechter, massenweise Dacias überholen rasant und

Verkehrsregeln werden individuell ausgelegt.

Plattenbauten kennt man aus der ehemaligen DDR zur Genüge, aber das, was in Städten wie Arad, kurz nach der rumänischen Grenze, das Stadtbild prägt, ist anders. Schmutz und Elend und überall bettelnde Kinder. Solche Wohngegenden kennt man nur aus dem Fernsehen, und vorsichtshalber verriegeln wir die Autotüren. Das Stadtbild, das der Kommunismus hinterlassen hat, wird ab und zu unterbrochen von wenigen alten Gebäuden, deren Stuckfassade bröckelt. Wenn viele Menschen auf engem Raum leben wird es bunt. Doch über die einst farbenfrohen Vorhänge, die den Balkon von dem des Nachbarn unterscheiden sollten, hat sich Staub gelegt. In Arad hat irgendwann alles die eine Farbe der Industrie angenommen, alles ist mit der Zeit grau geworden. Zum Glück führt uns unsere Reise in andere Gegenden.

Das Ziel, das Dorf Ionel, liegt kurz vor der Grenze zum ehemaligen Jugoslawien. Eine einzige staubige Straße führt dorthin, hindurch und wieder fort. Ein Bus ist Verbindung zur nächsten Stadt. Die ist jedoch eine dreiviertel Stunde mit dem Auto entfernt. Hier fahren kaum noch Autos und Fremde kommen so gut wie nie in dieses Dorf, das inmitten der großen flachen Ebene liegt. Es gibt nur eine asphaltierte Straße, der Rest ist Schotter und bloße Erde, die so zerklüftet ist, daß nur



lonel





noch Pferdekarren darüber fahren können. Darum stelle ich das Auto lieber frühzeitig an der Kirche ab. Beim Aussteigen fällt der erste Blick auf den Kirchturm und seine große Uhr. Die Zeit ist stehen geblieben. Bereits bei unseren ersten Schritten werden wir von den Dorfbewohnern beobachtet, nicht argwöhnisch, sondern eher neugierig. Touristen, ausgerüstet mit Videokamera und Fotoapparat, verirren sich wahrscheinlich eher selten hierher. Einen Friedhof gibt es, weiße Grabsteine mit wild wucherndem Gras dazwischen. Auf den Steinen stehen deutsche Namen, denn dieser Ort hieß früher Johannsfeld. Hier wohnten Banater Schwaben. Sie kamen unter Maria Theresia hierher, des Landes wegen. Wir suchen ein Haus. Ein einziges Haus, weswegen wir diese Reise angetreten haben. Während der langen Autofahrt hat sie mir ihre Geschichte erzählt. Eigentlich ist es nicht ihre Geschichte, sondern die ihrer Familie, die in Ionel lebten und auch zu der Minderheit der Banater Schwaben gehörten. Ihr Onkel war der erste, der während des Kommunismus flüchtete. Ihre Mutter heiratete einen Deutschen und so durfte auch sie das Land verlassen. Die Großeltern kamen nach. Die Lebensumstände in Rumänien sind nicht die besten. Ihre Familie versprach sich, daß es in Deutschland besser wird, und sie blieben. Jetzt stehen wir in dem Dorf, in dem ihre Familie eine Heimat hatte und sie sucht ihre Wurzeln.

Ein alter Mann, der auf einer Türschwelle sitzt, versucht uns zu helfen. Wir verstehen einander nicht, aber verständigen kann man sich trotzdem irgendwie. Er lacht zahnlos, als er versteht, was wir hier wollen und deutet überschwänglich redend in eine Richtung. Eine Skizze haben wir dabei, eine Zeichnung von der Straße, in der das Haus steht. Aber die Zeichnung ist dreißig Jahre alt. Ein Dorf verändert sich, oder doch nicht? Wir finden den Brunnen, der auf unserer Skizze eingezeichnet ist. Ein alter Mann pumpt Wasser in blecherne Milchkannen, die er mit seinem Pferdekarren nach Hause fährt. Er lacht uns freundlich zu. Wir scheinen die richtige Straße gefunden zu haben. Es ist schwierig die richtige Straße zu finden, in einem Dorf, in dem die Straßen keine Namen haben.

Kurz nach einer unversehrt überstandenen Gänseattacke stehen wir vor dem Ziel, das Haus Nr. 345. Klein ist es, windschief und schon etwas verfallen. Schwer vorstellbar hier zu leben, und für sie ist es ein komisches Gefühl, angekommen zu sein. Sie atmet tief durch und sagt leise: „Ich bin ganz fertig. Jetzt bin ich da. Das glaubt mir keiner.“ Wir stehen davor und schauen. Die Fenster sind von innen mit schmutzigen Gardinen verhängt. Jemand wohnt dort. Wir machen ein paar Fotos und sie geht schweigend noch ein Stück alleine bis zum Ende der Straße.



Im Nachbarhaus öffnet sich eine Tür und der Nachbar tritt heraus. Er spricht ein bißchen Deutsch, er war zum Arbeiten mal in Österreich. Er lädt uns ein in sein Haus. Wir müssen die Schuhe ausziehen und zu den anderen in den Flur stellen. Dann führt er uns durch eine kleine, ärmlich eingerichtete Küche hinein in ein Wohnzimmer. Die beiden Töchter schlafen auf Klappsofas in einem Durchgangszimmer und sind gerade erst aufgestanden. Es gibt Kaffee mit Milch von der eigenen Kuh und Gebäckstückchen. In dem Wohnraum stehen nur wenige persönliche Dinge, nur das Nötigste. Für unsere Augen ist es unmodisches Zeug. Auf dem Sofa liegen Decken mit Mustern, wie man sie bei uns höchstens noch vom Flohmarkt kennt, im Nebenraum läuft Satellitenfernsehen. Das Plumpsklo ist im Hof hinter dem Haus. Die ganze Familie hat sich um uns versammelt. Sie wollen vieles wissen, wir fragen, und der Vater übersetzt. Die Töchter sprechen gebrochen Englisch. Das lernen sie in der Schule, und vom Fernsehen. Die Deutschen sind aus ihrem Dorf schon lange weg. Ein einziger ist noch da, ein alter Mann, der hier schon lebt, solange sie denken können. Die anderen sind weggezogen. Überhaupt ziehen viele weg, in die Stadt, aber dort ist es nicht besser, finden sie. Hier hat man wenigstens einen Garten und die Kinder können noch auf der Straße spielen. In der Stadt kann man keine Kühe halten, es ist hektisch und laut, und Arbeit gibt es dort auch nicht.

Auf der Rückfahrt sehen wir immer wieder alte Frauen, die auf den Bänken vor ihren Häusern sitzen und dem alltäglichen Geschehen zuschauen, obwohl eigentlich nichts geschieht. Alles geht langsamer als anderswo und man hat den Eindruck, daß es keine reale Zeit mehr gibt. Die Kleidung der Menschen, die Häuser und die Pferdekarren versetzen in eine Zeit, die bei uns kurz nach dem Zweiten Weltkrieg herrschte, mit dem einzigen Unterschied, daß selbst der alte Schäfer am Gürtel ein Handy trägt. Kuhhirten sitzen zu dritt am Straßenrand, die Peitsche griffbereit daneben und betrachten ihre Herde, die friedlich in der Sonne döst. Ein Planwagen steht auf dem Feldweg, die Pferde sind ausgespannt, stehen ein kleines Stück entfernt auf einer Wiese und grasen. Auf dem Dach des Wagens hängen rote und blaue Töpfe in allen Größen und schillern in der Sonne; die Zigeuner sind gekommen.

Als wir am Ende der Reise aus dem Auto steigen und wieder vor der eigenen Haustür stehen, haben wir das eigenartige Gefühl, nie weggewesen zu sein, aber wenn wir in unsere Köpfe hineinschauen, dann fährt dort ein Pferdekarren, voll beladen mit Heu.



John & Barbara
in loving memory of
Simmer
Dahann
1855 - 1915